



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Vierter Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

V I E R T E R T E I L

Der Kaufmann

Wir vielgeschmähten Handelsleut'
aus Eigennutz für Redlichkeit.
Ob Sonnenschein, ob Hagelschlag,
uns bindet bindend der Vertrag.
Vom Mitteln ziehen wir Gebühr,
euch zu genügen, leben wir.
Das Links und Rechts im Kassenbuch
macht unsern Segen, unsern Fluch,
und zwischen Debet und Kredit
nimmt Zoll dies Dasein, bis wir quitt.

Von fernem Land in fernes Land
geht jeglich Ding durch unsre Hand,
die Ware treibt uns um die Welt,
und unsre Heimat ist das Geld;
doch viele Sprachen, vieler Brauch
hat uns den Blick geweitet auch,
und unser Manko und Profit
schuf eure höhern Dinge mit.
Wer trägt zuletzt das Risiko,
macht Völker reich und Fürsten froh?

Josef Weinheber

Wie Jung-Werner seinen Freund Wilhelm „am Scheidewege“ für den Kaufmannsberuf zu begeistern versucht

„Wilhelm mag sich in der Welt umsehen“, sagte der angesehene Kaufmann Meister zu seinem Geschäftsfreund, dem alten Werner, der ihm in seinem Büro gegenüber saß. „Man kann einem jungen Menschen keine größere Wohltat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige betragt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige.“ Sein Gegenüber versetzte gelassen: „Man muß es versuchen; wir geben ihm eine Vorschrift, wonach er sich richtet; es sind verschiedene

Schulden einzukassieren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation, die ich Ihnen neulich vorschlug, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich nichts Entscheidendes tun." „Er mag sich zur Reise fertig machen", versetzte der alte Meister, „und so bald wie möglich aufbrechen."

Bald danach saß Wilhelm in seinem Zimmer und kramte unter seinen Büchern und Papieren. Was nach seinen bisherigen literarischen Liebhabereien schmeckte, wollte er beiseite legen, um bei seiner Wanderung in die Welt von jeder unangenehmen Erinnerung frei zu sein. Der ungefähr gleichalterige Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: „Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch und beginnst allenfalls etwas Neues."

„Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt." — „Aber doch fertig macht, so gut er kann." —

„Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht von einem jungen Menschen eine gute Meinung fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit deshalb nicht fortfährt und an etwas, das für niemand einen Wert haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag." — „Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zustande zu bringen, du warst immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du als Knabe noch Direktor unseres Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die kleine Gesellschaft gemacht, neue Dekorationen geschnitten? Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst du einmal den fünften Akt, wo alles recht bunt durcheinanderging und die Leute sich erstachen."

„Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angepaßt und auf dem Leib festgenäht waren, herunter trennen ließen und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?"

Werner lachte und rief aus: „Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euern theatralischen Feldzügen Vorteil zog, wie die Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals die Venezianer Kaufherren im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Torheiten anderer Vorteil zu ziehen." —

„Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Torheiten zu heilen." —

„Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände“, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog; „das ist doch fertig geworden, es mag übrigens sein, wie es will.“

„Leg' es beiseite, wirf es ins Feuer!“ versetzte Werner. „Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswert; schon vormals ärgerte mich dieses Stück genug und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse sein; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch, wie du unser Gewerbe darin in der Gestalt eines zusammengeschrumpften Weibleins personifiziert hast. Von den Geschäften hattest du damals keinen Begriff. Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes. Welchen Überblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmann! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen.“

„Verzeih mir“, sagte Wilhelm lächelnd, „du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addieren und Bilanzieren das eigentliche Fazit des Lebens.“

„Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins sind, daß das eine ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust, zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl: er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer sein, als alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.“

„Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.“ —

„O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu den Unsern zu machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gerne zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie sie wechselweise zur Notdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche

Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird."

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.“ Werner, der umgekehrt von Wilhelm viel angenommen hatte, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken. So fuhr er fort: „Wo gibt es einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn — sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Olzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht; aber Kronen teilet auch sie ihren Lieblingen aus, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.“

Wilhelm verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Einfälle mit Gelassenheit anzuhören pflegte. Übrigens sah er es nicht ungern, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dachte.

„Und dir“, rief Werner aus, „der du an menschlichen Dingen so herzlichen Anteil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel sein, wenn du das Glück, das mutige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht von Herzen genießen.“

Johann Wolfgang Goethe

Das erste Jahr im Kontor

Mutter Baas hatte die Gewohnheit, an jedem Sonntagmorgen und bei sonstigen besonderen Gelegenheiten auch ihre größeren Kinder noch eigenhändig abzuseifen. Das geschah denn mit solcher Macht und Gründlichkeit, daß sie zusammengepreßt, abgerundet und völlig blank aus ihren Händen hervorgingen. Aber niemals hat sie eins ihrer Kinder so fest angefaßt, geknetet und geschrubbt wie diesmal ihren Drittgeborenen, der heute seine Lehre bei P. C. Trimborn, Handelsgesellschaft, beginnen sollte.

Eine Viertelstunde später trat er dort durch die Glastür. Einige der jungen Herren saßen und standen schon da, bereit zur Tagesarbeit, und sahen ihn mit Neugier an. Aus dem Nebenzimmer kam ein kleiner Mann in mittleren Jahren in kurzer Lüsterjacke.

Der Neuling hatte einige Male gesehen und gehört, wie Fremde sich einander vorstellen und sich begrüßen, machte also eine kleine unbeholfene Verbeugung und sagte langsam und deutlich: „Klaus Hinrich Baas.“ Ein langer, dünner, rotblonder Mensch, der bequem am Türpfosten lehnte, sagte: „Gleich 'ne vollständige Firma!“ Ein vornehmer, blonder Junge sah ihn fremd und hochmütig an. Die andern lächelten.

Er wurde noch röter, als ihn die Seiferei schon gemacht hatte, und sah sich ratlos nach einem Platz um. Da kam der kleine Herr in der Lüsterjacke und zeigte ihm Platz und Stuhl.

Nun saß er in einer angstvollen, feierlichen Glückseligkeit, den Kopf zwischen den Schultern, über dem Rechenwerk, das der kleine Herr schräg gegenüber vom erhöhten Pult ihm herübergereicht hatte. Er mußte während des ganzen Tages Aktien, die durcheinander geworfen waren, nach der Reihe der Nummern ordnen und aufzeichnen. So kam er gleich in die großen Zahlen hinein.

Am zweiten Tag, morgens, als der Chef noch nicht da war, ging es lebendiger her, und sie fingen an, „ihn anzustellen“, wie sie sagten. Sein Gegenüber, der lange Dünne mit rötlichem Haar und großen abstehenden Ohren, sagte, sie wollten nun alle mal sehen, wie und wo er sich am besten blamiere. Bald schob ihm der eine einen Brief hin und wies ihn an, wie er ihn kopieren und registrieren sollte; bald kam einer mit einem Stoß Ordres, daß er sie ins Buch eintrage; bald verlangte einer, daß er ihm aus einem Heft von Referenzmustern ein bestimmtes herausuche. Nach einigen Tagen bekam er die Portokasse. Mit stummem Entsetzen übernahm er den Bestand an Bargeld und Marken, Marken zu zwei, drei und fünf Mark, von deren Existenz er nie gewußt! Und am Ende der Woche sagte ihm der kleine Herr, den er allmählich als den Prokuristen erkannte, daß

es seine Aufgabe wäre, jeden Fremden, der das Kontor betrete, nach seinem Anliegen zu fragen.

Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, und geriet bei seiner bäurischen Schwerfälligkeit und Unkenntnis dieser neuen Welt und daraus kommendem Mißtrauen gegen sich und alle Menschen in allerlei Versehen und sonderbare Fehlgriffe. Es passierte ihm, daß er zu Briefen verkehrte Anlagen legte und daß er dem Boten einer Bank oder eines Geschäftes Verkehrtes oder Unfertiges mitgab, oder daß er Namen und Firmen verwechselte, wodurch dann eine große Verwirrung und ein eiliges Nachrennen und Suchen entstand. Er führte wohl einen Besucher, der ihm durchaus nicht verraten wollte, was er begehrte, und ihm durch seine Gewandtheit und Sicherheit imponierte, in das Zimmer des Chefs und mußte dann erfahren, daß es ein elender Schnorrer war; er wies ein junges Mädchen, das geradeswegs durch die Schranke in die schöne Stube gehen wollte, zurück und war seiner Sache so sicher, daß er energisch forderte, sie müsse ihm sagen, was sie wolle; aber da kam die Stimme des Chefs von seinem Schreibtisch her: „Bist du da, mein Kind? ...“ und sie ging lächelnd an Klaus Baas vorüber. Dann kam wohl gar noch ein Tadel vom Prokuristen herüber. Nach solchen Mißgriffen hielt er sich ganz unfähig für den Beruf, ja, er hielt sich überhaupt für ein wunderliches Gewächs und saß oft mutlos da.

Allmählich, wie er zu seiner Verwunderung merkte, daß man ihn trotz seiner Torheiten nicht hinauswarf, ja, daß man sie von dem jüngsten Lehrling eigentlich verlangte, kam sein Kopf ein wenig zwischen den Schultern hervor, wie beim Igel, wenn's still wird; er sah sich vorsichtig ein wenig um und besah den sonderlichen Betrieb und Staat, in den er hineingeraten war.

Im Hinterzimmer, in das man durch die immer offene Doppeltür hineinsah, saßen an einem langen Tisch, unter einem Prokuristen als ihrem Häuptling, vier oder fünf Mann beim Warenwesen. Wenn die Agenten der Inlandfabriken erschienen und ihre Erzeugnisse anboten und der Abgang eines Dampfers bevorstand, der die gekauften Waren nach den fernen Inseln brachte, saßen sie oft tagelang ernst und stumm bei heißer Arbeit. Wenn es aber ans gemächlichere Schreiben und Eintragen der Rechnungen ging, dann kamen sie zeitweilig in große Bewegung und zuweilen, wenn der Chef nicht da war, sogar in eine Art von gelindem Aufstand und Aufruhr.

In dem Mittelzimmer, in dem er saß, den Kopf noch immer etwas zwischen den Schultern, arbeiteten vier Mann am Geld- und Rechnungswesen. Der Prokurist saß unermüdlich mit immer gleicher Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine gute Henne über Küchlein, über Zahlen, Rechnungen, Wechseln, Assekuranz-Aufstellungen und dergleichen; und Klaus Baas war sein Handlanger, der vorläufig

ohne Verständnis, so gut und so schlecht er konnte, alles machte, was ihm vorgelegt wurde, und dann an die folgende Arbeit ging. Links neben ihm arbeitete ein langer, schlanker Mensch mit feinem, hellblondem Kopf, Karl Eschen, wohl ein oder zwei Jahre älter als er. Er war immer fleißig und wortkarg und immer ernst. Zuweilen stand er stundenlang aufrecht in vornehmer Haltung, ein mächtiges Buch vor sich, in das er mit unendlicher Ruhe und Bestimmtheit bald auf diese, bald auf jene Seite eine Zahl hinsetzte, als wenn er sie in Stahl eingrub; kam einer oder der andere mit einem Anliegen zu ihm, so antwortete er so eigen deutlich und so gut gefaßt, als wenn er etwa mit einem Ausländer sprach, und beugte dann wieder den edlen Kopf auf sein sauberes Zahlenwerk.

Der ihm gegenüber saß, der lange Rötliche, war nichts gegen Karl Eschen. Er hatte entschieden eine Neigung, abzuschweifen und auf Gebiete zu kommen, die mit seiner Arbeit nichts zu schaffen hatten. Bald zeigte er das Bild eines schönen Mädchens, das er in der Brusttasche seines langen schwarzen Rockes trug, und erzählte, daß er nächsten Sonntag auf dem Süllberg mit ihm tanzen werde. Oder er zog aus derselben Tasche, die für diese Zwecke besonders geeignet war, ein Bändchen Gedichte, Goethe oder Heine, das er einem andern jungen Mädchen verehren wollte, um sie, wie er sagte, in Liebe und Poesie einzuführen. Oder er kramte eine lange vornehme Schachtel aus und zeigte eine Sammlung von Schlipsen, die er von Clarkson & Son in London bezog, Schlipse von den neuesten und wunderbarsten Farben und Formen, die er zum Selbstkostenpreis, nur um die Schönheit des Kontors zu erhöhen, wie er sagte, anbot.

Der vierte am Tisch, zwei Jahre älter als er und im letzten Jahr Lehrling, war in seiner Figur ebenso kurz und bündig wie in seiner Rede. Er wohnte draußen vor Hamburg auf einem Gut bei seinem Onkel und sprach, wenn er einmal seinen Mund auftat, vom Jungsleben im freien Feld, von Wallanzünden und Heidebrennen, von gefährlichen Schwimffahrten, von Pferdesturz und dergleichen und sagte, das Leben in Hamburg sei gar kein Leben und dies Kontor hätte gar kein Recht auf Existenz: die armen kindlichen Indianer mit allerhand Plünnkram betrügen und dafür ihre schönen Naturprodukte wegnehmen, wäre unehrenhaft. Bloß der Landmann hätte ein Recht auf Existenz... Und dann lachte er halb grimmig und halb gemüthlich vor sich hin.

In dem Vorderzimmer saß an seinem Schreibtisch neben der meist offenen Tür der Chef ganz allein. Ein zweiter Schreibtisch, der außerdem noch in der schönen Stube stand, war verlassen; der daran gesessen hatte, war zu einer Besichtigungsreise nach den fernen Inseln gefahren. Meist saß der Chef schweigend in fleißiger Arbeit versunken. Es kamen aber auch Tage, wo von seinem Schreibtisch her von morgens bis abends kurze Befehle kamen, bald dies,

bald das zur Stelle sein mußte, bald ältere Kontrakte zum Vergleichen, bald der frühere oder letzte Bericht des Geschäftsleiters auf den Inseln, bald Angebote aus dem Inlande. Dann sah das ganze Kontor sich an, und bald sprang dieser, bald jener auf und trug das Gewünschte hinüber.

Obgleich es für den jüngsten Lehrling langwierige, öde Arbeit gab, und obgleich das Tagewerk viele Stunden dauerte, war es ihm doch nie langweilig. Es brachte auch fast jeder Tag irgendwelche Bewegung in die fleißige Stille der zwölf Menschen. Und blieb der eine Tag still, so war der folgende oft um so bewegter. Bald kam der *Quartiersmann*, ein großer stattlicher Mensch, vom Hafen herauf, um dem Buchhalter der Hinterstube über die Lagerung irgendwelcher Waren Bericht zu geben. Oder es kamen seine Gehilfen, frische Jungen, die Proben der eben angekommenen fremden Landesprodukte in Tüten oder Säcken über der Schulter. Sie setzten sie auf den Tisch, zogen ihre großen Messer aus der Lederscheide und dämpften künstlich ihre Stimmen, daß man merkte, sie sprachen sonst im Lärm der Krane und Pfeifen und warfen mit ihren scharfen, frischen Augen einen kalten, fremden Blick auf das Schreibwerk und die Schreiberlein. Oder es kam ein *Agent* und brachte die Muster seiner Fabrik, zuweilen gute Waren, oft aber bunten Tand, für jene Inselvölker besonders gemacht, und bot sie mit großer Beweglichkeit an: Bälle, Glaskugeln, große grellbunte Haarpfeile, sogenannte Negerwürden — das waren lange, messingbeschlagene Stäbe —, schlechte, blitzende Taschenuhren, kleine Musikinstrumente. Oder es kam, von fremder, heißerer Sonne verbrannt, von Brasilien oder von Ostasien ein früherer Angestellter, das alte Kontor einmal wieder zu begrüßen und zu sehen, ob noch einer von den alten Genossen da war. Er trat frisch und frei herein und stellte Fragen und wunderte sich, daß sie so viele wären, und sagte, zu seiner Zeit hätten sie wohl fleißiger gearbeitet; und die Warenleute im Hinterzimmer, die immer die ersten am Wort und die lautesten waren, spotteten gegen an und sagten: „Zu Ihrer Zeit ging der Laden noch nicht recht, was? Wir haben ihn nun endlich in Schwung gebracht.“ Oder es kam ein *Warenmakler*, mit dem in den überseeischen Produkten über Beträge von vielen Tausenden hin und her gehandelt wurde.

Zuweilen, wenn sie vor Abgang eines Dampfers, mit dem viele Waren gingen, auch noch die ausgehende Post zu erledigen hatten und tagelang stumm und still mit angestrengtestem Fleiß bei ihren Arbeiten gesessen hatten, kam ein Tag, wo schon am Morgen ein spielerischer Übermut — wie bei lustigen Fischen unter Wasser — wühlte und wogte. Wenn dann der Chef zu Mittag oder zur Börse fortging,

sprang er hervor. Den Warenleuten juckte am meisten das Fell: sie zogen ihre Röcke aus und staffierten sich mit Arm- und Beinringen, Kronen, Haarpfeilen und Prunkstäben aus und gerieten über ihrem Tisch in ein Handgemenge, daß ihre Leiber oben zusammen ein Knäuel bildeten und ihre langen, dünnen Beine umhergriffen; dann sahen sie wie eine einzige große Spinne aus, die für ihre acht oder zehn Beine keinen Halt finden konnte. Zuletzt wagten sie sich bis an die Mitteltür und redeten den langen Dünnen an und behaupteten, er verschenke Gedichte, Blumen und Handküsse und bekäme nichts dafür, und behaupteten, die Mittelstube triebe unnützes Schreibwerk, und rollten, wenn sie nicht anbiß, eine Konservenbüchse hinüber, bis Karl Eschen in seiner bestimmten ruhigen Art sagte: es solle nun genug sein, er hätte eine schwierige Arbeit vor und wolle nicht ihretwegen Fehler machen. Dann kamen sie allmählich wieder zu Verstand. Klaus Baas stand heimlich auf der Seite Karl Eschens, der der Sache ein Ende machte.

Um die Mittagszeit, während die andern zum Essen gingen, war er immer eine halbe, oft eine ganze Stunde als Wache allein in den Räumen. Dann ging er umher oder stand am Fenster und sah auf die Straße hinab. Und bald, nach der Art solcher verschüchterter Menschen, wurde seine Seele lebendig und dehnte sich und stand auf und fing an, mit Phantasien zu spielen. . . . Noch ein Jahr . . . dann stand er da, an Eschens Platz, über dem großen Buch und schrieb die wichtigen Zahlen hinein, jede an ihren Platz. Es kam kein Unbekannter und legte plötzlich Geld und Glück auf den braunen Tisch neben den Herd! Es war auch nicht nötig. Es war schöner, selbst hinauszugehen in ein fernes Land, nach den Inseln oder nach Ostasien. Er ging in die schöne Stube und ging in der Weise des Chefs langsam und nachdenklich auf dem Teppich auf und ab und stand am Schreibtisch, wie der Chef zu tun pflegte, und erwog in unklaren Gedanken die Sorgen, die der Chef hatte . . . Und spielte so, bis die anderen wiederkamen . . . Der scheue und bedrückte Junge beugte wieder seinen maulwurffarbenen Kopf auf die Zahlen. Und wenn sie ihm auch noch oft wie leere Töpfe und Scherben erschienen, er war der Malerin in ihrem Mietshaus sehr dankbar, daß sie ihn zur Firma Trimborn gebracht hatte. Was hatte die kluge Gönnerin doch gesagt, als er sie vor einem Jahr um ihren Rat gebeten hatte? „Mein Vater hatte durchaus gewollt, daß ich Lehrerin werden sollte; ich glaube, ich hätte den Kindern die Gesichter bemalt. Meine Mutter war vernünftiger; die fragte: was kann sie, und was mag sie, das soll sie werden. Also, lieber Klaus, was kannst du, und was magst du?“

Gustav Frenssen

Zweierlei soll er lernen: praktisch und ehrlich sein!

Im vorigen Jahrhundert hatten sich die Auflader der Breslauer Kaufmannschaft zu einer besonderen Korporation entwickelt. Auf dem Packhof vor dem Tor war ihr Hauptquartier; von dort brachten sie die Ladungen nach den großen Kaufhäusern oder holten sie von hier ab. Traditionsgemäß war der Chef der Firma T. O. Schröter ihr Schutzpatron. Als erster empfing er die Neujahrswünsche dieser Enakssöhne und war Pate sämtlicher Riesenkinder, die bei ihrer Taufe meist die Arme der diensttuenden Hebamme auf das Becken hinunterdrückten.

Unter den „Lederschürzen“ war Sturm, ihr Oberster, der größte und stärkste. Wenn seine Kameraden eine Last nicht bewältigen konnten, wurde er gerufen, stemmte seine Schulter an und schob die gewaltigsten Fässer weg wie Holzklötzchen. An seinem einzigen Kind, Karl mit Namen, hing er mit besonderer Zärtlichkeit; die Mutter war ihm früh gestorben; dazu kam, daß er bei aller Frische und Anstelligkeit nach dem Gutachten aller Riesen nur eine mäßige Mittelgröße versprach. So behandelte der Vater ihn wie eine Art Zwerg nicht ohne Wehmut. Wenn er seine mächtige Hand auf den Kopf des Knaben legte, tat er es mit besonderer Vorsicht, als ob er nur die Dicke einer Eierschale hätte.

„Es ist einerlei, was das Ding lernt“, sagte er zu Herrn Schröter, als er den Fünfzehnjährigen ins Geschäft einführte, „wenn er nur zweierlei lernt: praktisch sein und ehrlich sein!“ Und der Vater fing seine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräte führte und zu ihm sagte: „Hier sind die Mandeln, und hier sind die Rosinen; diese in dem kleinen Faß schmecken am besten, koste einmal.“ „Sie schmecken gut, Vater“, rief Karl vergnügt. „Ich denk's, Liliputaner“, nickte der Vater. „Sieh, aus allen diesen Fässern kannst du essen, so viel du willst, kein Mensch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt sollst du probieren, wie lange du vor diesen Tonnen stehen kannst, ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältst, desto besser für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannst, kommst du zu mir und sagst: es ist genug. Das ist gar kein Befehl für dich, es ist nur wegen dir selber und wegen der Ehre!“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er seine große dreischalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiste neben ihn gelegt hatte. „Versuch's zuerst mit einer Stunde“, sagte er im Weggehen, „geht's nicht, so schadet's auch nicht. Es wird schon werden.“ Der Junge steckte trotzig die Hände in die Hosentaschen und ging zwischen den Fässern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er, die Uhr in der Hand, zum Vater heraus und rief: „Es ist genug!“

„Zwei und eine halbe Stunde“, sagte der alte Sturm und winkte vergnügt dem Lagervorsteher zu. „Jetzt ist's gut, Kleiner, komm her, du sollst diese Kiste zusammenschlagen; hier ist ein kleiner Hammer für dich.“

Gustav Freytag

Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit und von seinen kaufmännischen Erfolgen

Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mit Begeisterung von dem tragischen Untergange Herkulanums und Pompejis und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrers „Weltgeschichte für Kinder“ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: „Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.“ „Mein Sohn“, antwortete er, „das ist nur ein erfundenes Bild.“ Aber meine Frage, ob denn das alte Troja wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er. „Vater“, sagte ich darauf, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind gewiß nur unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen.“ Das bestritt er wohl, aber ich blieb bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben solle.

Im Alter von elf Jahren kam ich auf das Gymnasium von Neu-Strelitz, und zwar in die Tertia. Aber gerade zu jener Zeit traf unsere Familie ein sehr schweres Unglück, und da ich fürchtete, daß meines Vaters Mittel nicht ausreichen würden, um mich noch eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und dann auf der Universität zu unterhalten, verließ ich es nach drei Monaten schon wieder, um in die Realschule der Stadt überzugehen. Im Frühjahr 1836, im Alter von vierzehn Jahren, schied ich aus der Anstalt, um in dem Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz als **Lehrling** in den kleinen Krämerladen von Ernst Ludwig Holtz einzutreten. Fünf und ein halbes Jahr bestand hier meine Tätigkeit im Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Öl, Talglichtern und dergleichen Dingen, im Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, im Ausfegen des Ladens und ähnlichem. Unser Geschäft war so unbedeutend, daß unser ganzer Absatz jährlich kaum 3000 Taler betrug; hielten wir es doch für ein ganz besonderes Glück, wenn wir einmal im Laufe eines Tages für zehn bis fünfzehn

Taler Materialwaren verkauften. Von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends war ich in dieser Weise beschäftigt, aber die Liebe zur Wissenschaft verlor ich trotzdem nicht, und so lange ich lebe, wird mir jener Abend unvergeßlich bleiben, an dem ein betrunkenener Müller die Sonne Homers in unsern Laden brachte. Er war der Sohn eines protestantischen Predigers in Röbel (Mecklenburg) und hatte seine Studien auf dem Gymnasium von Neu-Ruppin beinahe vollendet, als er wegen schlechten Betragens aus der Anstalt verwiesen wurde. Sein Vater übergab ihn dem Müller in Güstrow als Lehrling; hier blieb er zwei Jahre und wanderte danach als Müllergesell. Mit seinem Schicksal unzufrieden, hatte der junge Mann sich dem Trunke ergeben, dabei jedoch seinen Homer nicht vergessen; denn an jenem Abend rezitierte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und skandierte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Brantwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß seine Gnade mir das Glück gewähren möge, Griechisch lernen zu dürfen.

Durch Aufheben eines zu schweren Fasses zog ich mir eine innere Verletzung zu — ich warf Blut aus und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verrichten. In meiner Verzweiflung ging ich zu Fuß nach Hamburg, wo es mir auch gelang, eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von 180 Mark zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeiens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit tun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung wieder, wenn ich sie kaum acht Tage innegehabt hatte. Ich sah wohl ein, daß ich einen derartigen Dienst nicht mehr versehen konnte, und von der Not gezwungen, mir durch irgendwelche, wenn auch die niedrigste Arbeit, mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich eine Stelle an Bord eines Schiffes zu erhalten; auf die Empfehlung des gutherzigen Schiffsmaklers J. F. Wendt hin, der mit meiner verstorbenen Mutter aufgewachsen war, glückte es mir, als Kajütenjunge an Bord der kleinen Brigg „Dorothea“ angenommen zu werden; das Schiff war nach La Guyra in Venezuela bestimmt.

Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit; mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Am 28. November 1841 verließen wir Hamburg mit gutem Winde, erlitten aber in der Nacht vom 11. bis zum 12. Dezember bei einem furchtbaren Sturme auf der Höhe der Insel Texel Schiffbruch. Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem sehr kleinen offenen Boote von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze aus neun Personen

bestehende Mannschaft schließlich doch gerettet. Welche Küste es war, an die wir geworfen wurden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem „fremden Lande“ befanden. Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Als meine geringen Mittel gänzlich erschöpft waren, fingierte ich Krankheit und wurde in das Hospital zu Amsterdam aufgenommen. Aus dieser schrecklichen Lage aber befreite mich wieder der schon oben erwähnte freundliche Schiffsmakler aus Hamburg, dem ich von Texel aus geschrieben hatte. Ein günstiger Zufall hatte es gewollt, daß mein Brief ihm gerade überbracht wurde, als er mit einer Anzahl seiner Freunde bei einem festlichen Mahl saß. Der Bericht über mein neues Mißgeschick hatte die allgemeine Teilnahme erregt und eine sogleich veranstaltete Sammlung die Summe von 240 Gulden ergeben, die er mir nun übersandte. Zugleich empfahl er mich auch dem trefflichen preußischen Generalkonsul in Amsterdam, der mir bald in dem Kontor von F. C. Quien eine Anstellung verschaffte.

In meiner neuen Stellung war meine Beschäftigung, Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und von dort zu holen. Diese mechanische Tätigkeit war mir sehr angenehm, da sie mir Zeit ließ, an meine vernachlässigte Bildung zu denken.

Zunächst bemühte ich mich, mir eine leserliche Handschrift anzueignen, und in 20 Stunden, die ich bei dem berühmten Kalligraphen Magnée aus Brüssel nahm, glückte mir dies auch vollständig; darauf ging ich, um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen. Mein Jahresgehalt betrug nur 800 Franken, wovon ich die Hälfte für meine Studien ausgab; mit der anderen Hälfte bestritt ich meinen Lebensunterhalt, und zwar kümmerlich genug. Meine Wohnung war eine elende unheizbare Dachstube, in der ich im Winter vor Kälte zitterte, im Sommer aber unter einer fürchterlichen Hitze zu leiden hatte. Mein Frühstück bestand aus Roggenmehlbrei, das Mittagessen kostete mich nie mehr als 16 Pfennige. Aber nichts spornt mehr zum Studieren an als das Elend und die gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können. So warf ich mich denn mit besonderem Fleiße auf das Studium des Englischen, und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache bedeutend erleichtert. Diese einfache Methode besteht darin, daß man sehr viel laut liest, keine Übersetzungen macht, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über interessante Dinge niederschreibt und sie unter Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat. Mein Gedächtnis war, da ich es seit der Kindheit gar nicht geübt hatte, schwach, doch benutzte ich jeden Augenblick und stahl sogar

Zeit zum Lernen. Um mir sobald wie möglich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte ich sonntags regelmäßig zweimal den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für mich nach. Bei allen meinen Botengängen trug ich, selbst wenn es regnete, ein Buch in der Hand, aus dem ich irgend etwas auswendig lernte; auf dem Postamte wartete ich nie, ohne zu lesen. So stärkte ich allmählich mein Gedächtnis und konnte schon nach drei Monaten meinen Lehrern, Mr. Taylor und Mr. Thompson, mit Leichtigkeit alle Tage in jeder Unterrichtsstunde zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich sie vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte ich den ganzen „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith und Walter Scotts Roman „Ivanhoe“ auswendig. Vor übergroßer Aufregung schlief ich nur wenig, und alle wachen Nachtstunden brachte ich damit zu, das am Abend Gelesene in Gedanken noch einmal zu wiederholen. Da das Gedächtnis bei Nacht viel konzentrierter ist als bei Tage, fand ich auch diese nächtlichen Wiederholungen von größtem Nutzen. So gelang es, mir in einem halben Jahre eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache anzueignen.

Dieselbe Methode wendete ich nachher beim Studium der französischen Sprache an, die ich in den folgenden sechs Monaten be-
meisterte. Durch diese anhaltenden übermäßigen Studien stärkte sich mein Gedächtnis im Laufe eines Jahres dermaßen, daß mir die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen außerordentlich leicht wurde.

Hatte ich es nun dem vielen Lesen mit lauter Stimme zu danken oder dem wohltätigen Einfluß der feuchten Luft Hollands, ich weiß es nicht; genug, mein Brustleiden verlor sich schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Amsterdam und ist auch später nicht wiedergekommen.

Endlich, am 1. März 1844, glückte es mir, eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter in dem Kontor der Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam zu erhalten; hier wurde ich zuerst mit einem Gehalte von 1200 Franken engagiert, aber als meine Prinzipale meinen Eifer sahen, gewährten sie mir noch eine jährliche Zulage von 800 Franken als weitere Aufmunterung. Diese Freigebigkeit, für welche ich ihnen stets dankbar bleiben werde, sollte dann in der Tat auch mein Glück begründen; denn da ich glaubte, durch die Kenntnis des Russischen mich noch nützlicher zu machen, fing ich an, auch diese Sprache zu studieren. Die einzigen russischen Bücher, die ich mir verschaffen konnte, waren eine alte Grammatik, ein Lexikon und eine schlechte Übersetzung eines französischen Romans. Trotz aller Bemühungen aber wollte es mir nicht gelingen, einen Lehrer des Russischen zu ermitteln; denn außer dem russischen Vizekonsul, der mir keinen Unterricht geben wollte, fand ich in Amsterdam niemand, der ein Wort von dieser Sprache verstanden hätte.

So fing ich denn mein neues Studium ohne Lehrer an und hatte auch in wenigen Tagen, mit Hilfe der Grammatik, mir schon die russischen Buchstaben und ihre Aussprache eingeprägt. Dann nahm ich meine alte Methode wieder auf, verfaßte kurze Aufsätze und Geschichten und lernte sie auswendig. Da ich niemand hatte, der meine Arbeiten verbesserte, waren sie ohne Zweifel herzlich schlecht; doch bemühte ich mich, meine Fehler durch praktische Übungen vermeiden zu lernen, indem ich die russische Roman-Übersetzung laut auswendig lernte.

Da die Zimmerdecken in den gewöhnlichen holländischen Häusern meist nur aus einfachen Brettern bestehen, so kann man oft im Erdgeschoß hören, was im dritten Stock gesprochen wird. Mein lautes Rezitieren wurde deshalb den andern Mietern bald lästig, sie beklagten sich beim Hauswirt, und so kam es, daß ich in der Zeit meiner russischen Studien zweimal die Wohnung wechseln mußte. Aber alle diese Unbequemlichkeiten vermochten nicht, meinen Eifer zu mindern, und nach sechs Wochen schon konnte ich meinen ersten russischen Brief an Wassili Plotnikow schreiben, den Londoner Agenten der großen Indigohändler Gebrüder M. P. N. Malutin in Moskau.

Im Januar 1846 schickten mich meine vortrefflichen Prinzipale als ihren Agenten nach St. Petersburg, und hier sowohl als auch in Moskau wurden schon in den ersten Monaten meine Bemühungen von einem Erfolg gekrönt, der die größten Hoffnungen meiner Chefs und meine eigenen noch weit übertraf. Schon im ersten Jahre meines Aufenthalts in Petersburg konnte ich mich in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen. Neben dieser meiner neuen Tätigkeit blieb ich in unveränderter Beziehung zu den Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam, deren Agentur ich fast elf Jahre lang behielt. Weil ich in Amsterdam eine gründliche Kenntnis vom Indigo erlangt hatte, beschränkte ich meinen Handel fast ausschließlich auf diesen Artikel. Da in der Zeit des Krimkrieges die russischen Häfen blockiert waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preussischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiterbefördert werden. So waren denn auch mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie anderer Waren von Amsterdam für meine Rechnung auf zwei Dampfern an meine Agenten, die Herren Meyer & Co., in Memel abgesandt worden, um von dort zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich hatte den Indigoauktionen in Amsterdam beigewohnt und befand mich nun auf dem Wege nach Memel, um dort nach der Expedition meiner Waren zu sehen. Spät am Abend des 3. Oktober im Hôtel de Prusse in Königsberg angekommen, sah ich am Morgen bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster meines Schlafzimmers auf dem Turm des nahen „Grünen Tores“ folgende ominöse Inschrift in großen vergoldeten Lettern mir entgegenleuchten:

Wie der Mond die Gestalt, so wechselt das Glück seine Formen,
schwillt und schwindet und kennt Dauer und Stetigkeit nicht.

Ich war nicht abergläubisch, aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen, unbekannten Mißgeschick, bemächtigte sich meiner. Als ich meine Reise mit der Post fortsetzte, vernahm ich auf der ersten Station hinter Tilsit zu meinem Entsetzen, daß die Stadt Memel am vorhergegangenen Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeäschert worden sei, und vor der Stadt angekommen, sah ich die Nachricht in der traurigsten Weise bestätigt. Wie ein ungeheurer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unsern Blicken. Halb verzweifelt suchte ich zwischen den rauchenden Trümmerhaufen nach Herrn Meyer. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: „Dort liegen sie begraben.“ Der Schlag war sehr hart: durch die angestrengte Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Talern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein! Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder.

Das Bewußtsein, niemandem etwas schuldig zu sein, war mir eine große Beruhigung; der Krimkrieg hatte nämlich erst vor kurzem begonnen, die Handelsverhältnisse waren noch sehr unsicher, und ich hatte infolgedessen nur gegen bar gekauft. Ich durfte wohl erwarten, daß die Herren Schröder in London und Amsterdam mir Kredit gewähren würden, und so hatte ich die feste Zuversicht, daß es mir mit der Zeit gelingen werde, das Verlorene wieder zu ersetzen. Es war noch am Abend des nämlichen Tages: ich stand im Begriffe, meine Weiterreise nach Petersburg mit der Post anzutreten, und erzählte den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen, und als er ihn vernommen hatte, rief er: „Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat! Ich bin der erste Kommiss bei Meyer & Co. Unser Speicher war schon übertoll, als die Dampfer mit Schliemanns Waren anlangten, und so mußten wir rasch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem sein ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.“ Ich stand einige Minuten sprachlos; schien es mir doch wie ein Traum und wie ganz unglaublich, daß ich allein aus dem allgemeinen Ruin unbeschädigt hervorgegangen sein sollte! Und doch war dem so. Meine so glücklich verschonten Waren verkaufte ich nun äußerst vorteilhaft, ließ den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel, Blei) und konnte so, indessen die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres mein Vermögen mehr als verdoppeln.

Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können; vor dem Krimkriege war es mir aber nicht ratsam erschienen, mich auf dieses Studium einzulassen, denn ich mußte fürchten, daß der



Kaufmännisches Leben in Altgriechenland

*König Arkesilas II. von Kyrene, unter Sonnensegel auf einem Schiffe sitzend, beaufsichtigt das Wiegen und Verladen des Silphion-Gewürzes
(Innenbild einer spartanischen Schale um 560 v. Chr.)*

Zauber der herrlichen Sprache mich gefangennehmen und meinen kaufmännischen Interessen entfremden möchte. Während des Krieges aber war ich mit Geschäften dermaßen überbürdet, daß ich nicht

einmal dazu kommen konnte, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Als aber im Januar 1856 die ersten Friedensnachrichten in Petersburg eintrafen, begab ich mich unverzüglich mit größtem Eifer an das neue Studium. Wieder befolgte ich meine alte Methode, und um mir in kurzer Zeit den Wortschatz anzueignen, was mir noch schwieriger vorkam als bei der russischen Sprache, verschaffte ich mir eine neugriechische Übersetzung von „Paul et Virginie“ und las sie, indem ich jedes Wort genau mit dem gleichbedeutenden des französischen Originals verglich.

Danach beschäftigte ich mich zwei Jahre lang ausschließlich mit der altgriechischen Literatur, und zwar las ich während dieser Zeit beinahe alle alten Klassiker kursorisch durch, Homers Ilias und Odyssee aber mehrmals. Von der Grammatik erlernte ich nur die Deklinationen und die regelmäßigen und unregelmäßigen Verba; mit dem Studium der grammatischen Regeln aber verlor ich auch keinen Augenblick meiner kostbaren Zeit. Meiner Meinung nach kann man sich eine gründliche Kenntnis der griechischen Grammatik nur durch die Praxis aneignen, d. h. durch aufmerksames Lesen klassischer Prosa und durch Auswendiglernen von Musterstücken daraus. Indem ich diese höchst einfache Methode befolgte, lernte ich Altgriechisch wie eine lebende Sprache. So schreibe ich es denn auch ohne Schwierigkeit. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise jedesmal dadurch beweisen, daß ich ihm Stellen aus den Klassikern rezitiere, in denen die von mir gebrauchten Formen oder Wendungen vorkommen.

Unterdessen nahmen meine kaufmännischen Geschäfte in Petersburg und Moskau einen stets günstigen Fortgang. Vom Mai bis Oktober 1860 belief sich der Wert der von mir importierten Waren auf nicht weniger als 10 Millionen Mark. Außer in Indigo und Olivenöl machte ich in den Jahren 1860 bis 1861 auch in Baumwolle sehr bedeutende Geschäfte, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die Blockade der südstaatlichen Häfen begünstigt wurden und großen Gewinn gaben. Als die Baumwolle aber zu teuer wurde, gab ich sie auf und machte große Geschäfte in Tee, dessen Einfuhr auf dem Seewege vom Mai 1862 an gestattet wurde. So sah ich mich gegen Ende des Jahres 1863 in den Stand gesetzt, den Idealen, die ich seit meiner Kindheit hegte, mich völlig hinzugeben. Mitten im Gewühl des geschäftlichen Lebens hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben. Wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich solches als Mittel zur Erreichung dieses meines großen Lebenszweckes betrachtete.

Von Warenauslagen und -ankündigungen

Es ist eine ganz einfache Tatsache des Verstandes, daß derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, wo er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege; jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfang an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an den Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Reihe seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lang geworden ist und sich in unsern Tagen rasch verlängert. Da damals das Warengewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange eine Warenauslage gehabt habe; also ist wohl die Ankündigung die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waren angepriesen sein mußten, wie ja der Name Marktschreier hinlänglich dartut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben sei. Kauflust ist außerdem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in natura herumbreitete und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nötigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurückzukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenstände auf das lockendste konterfeien und symbolisieren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes: die Aushängeschilder und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz feststehende Symbole, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rote Löwen eine riesenhafte Bretzel in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war (vgl. Abb. auf Seite 128); auch Kerzen und Seife hält gerne der König der vierfüßigen Tiere in den Tatzen. Und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirtshäuser angetroffen. Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige kostbare Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu

geben, die erst drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche soliden, vortrefflichen und unentbehrlichen Sachen bei ihnen bereitliegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängeschilder dennoch bei und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waren, was mit der Zeit um so leichter wurde, als die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung gerieten, nämlich die Zeitungen. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kamele, fliegende Rössel, goldene Ochsen usw. überflüssig wären und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung alles sagt und in jedes Haus bringt; aber die Erfahrung lehrt, daß namentlich der Warenauslagkästen immer mehr und mehr werden. Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deshalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er tut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt selbigen vor seine Bude heraus und denkt: „Jetzt seht!“

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber ebensogut im Schönheits- und Harmoniesinne ihren Grund haben mag als in etwas anderem und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht absehen zu können. Jede einsichtsvolle und erfahrene Jungfrau von siebzehn Jahren soll ja doch um des Himmels willen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die hundert Ellen andern Zeuges, die ringsherum lagen, mit nach Hause nehmen kann; aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum wert ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich, umgeben von den gehörigen hebenden Farben, in dem vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen; denn von dem Verkäufer kann sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie bedenken sollte, daß ein Mensch, der tägliche Dinge unter Glas zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl

hat und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmack Ehre machen, und daß er doch um Gottes willen nicht hinter seinem Nachbarn zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Toilettenkünste lockt.

Wenn man durch die Hauptgeschäftsstraßen etwa in unserem alten Wien über den Stephansplatz, den Graben, den Kohlmarkt, die



P. Gavarni

Die Mode 1832

Kärtner Straße geht, so dürfte wohl der verwöhnteste Reisende noch gefesselt, der Eingeborene angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reiht sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem in eleganten Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwarenhandlung und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel, hinter glänzendem Spiegelglas, die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertenamigen Zeugen, von dem echten Kaschmir an bis zum leichtesten und schalsten Fähnchen Baumwollensstoffes; dann ist da der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen, luftweichen Zeugs; dann die Blechwarenhandlung mit allen erdenklichen bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern

und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben; dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten Mustern, die Buchhandlung mit den Kunstwerken der Typographie und des Grabstichels, der Juwelier mit seinen edlen funkelnden Warenstücken. Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerschäumköpfe aller Art, sämtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge. Dazwischen hängen die reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen Zigarrenmundstück an durch alle Sorten und Längen derselben hindurch bis zu der riesengroßen türkischen Dute, die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen türkischen Rohres prangt; dann der Zuckerbäcker, die Bänderhändler, die Pelzwaren, dann eine blitzende Armee von Messern — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mehr, in der andern weniger.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die Leute davor und urteilen oder suchen sich aus oder wünschen sich wenigstens. Mit welch traurigem Gesichte steht oft die arme Magd vor einem ganzen Berge von den farbenflamendsten Stoffen und verzweifelt fast, dies oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus nehmen zu können.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben hierorts die Wiener Zeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schar der Anzeigen folgt, und oft in der drolligsten Nachbarschaft.

Außer den Zeitungen bringen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber rot, auf torgroßen Anklebezetteln die dem Publikum nötigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen sind große Mauerstücke von oben bis unten beklebt. In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt zusammengetan und schlägt ihre Zettel auf dunklen Holztafeln auf, was recht elegant und nett aussieht. Auch in den Auslegekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand aber noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer aber weiß, was auch noch aus diesem Industriezweige werden kann, und ob wir nicht einmal auf derlei fliegenden Blättern die ganze Biographie der Warenartikel werden lesen können!

Bis dahin wird ausgelegt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne, der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und niemand kann dies freundlicher wünschen als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht dem ganzen kaufenden Publikum von Herzen dasselbe.

Adalbert Stifter

Zwei Szenen aus Friedrich Lists Leben

Ganz aus Kleinem beginnt das Gewaltige. Ein kleiner Weißgerberlehrling vermochte am Schluß seines Lebens in Kontinenten zu denken, aber es sind ihm nur wenige darin nachgefolgt.

1. In Reutlingen 1805

Im Hause des Stadtrats und Gerbermeisters List zu Reutlingen in Württemberg herrscht Familienkummer. In dem ernährenden Geschäft, das in dem fruchtbaren Land Württemberg guten Ruf besaß, war bereits der älteste Sohn Johannes tätig. Der Friedrich sollte auch hinein; hätte er sich dem väterlichen Wunsch gefügt, wäre alles in schönster Ordnung gewesen. Aber für uns war es besser, daß er keine Lust dazu hatte.

„Seht, liebe Freunde“, sprach der stattliche Vater List recht übel-launig zu seinen Verwandten und Freunden, die er um sich versammelt hatte, „jetzt könnt' mein Fritz bald sein Gesellenstück machen und auf Wanderschaft gehen wie seine Vorfahren und wie es sich für einen ehrsamten Reutlinger gebührt, der weiß, daß er der Ehre seiner Vaterstadt zu leben hat. Statt dessen kann er aber noch immer nicht mehr, als ein schlechter Lehrling bei mir gemeinhin in einer Woche lernt.“

„Ich hab's gleich gesagt“, erklärte die Mutter, „es war dein Fehler, daß du zu schnell den Glauben an ihn verloren hast.“ Sie wandte sich an die Vettern: „Er hat ihn aus der Werkstatt gewiesen.“

„Sollte ich mir mein Handwerk stören lassen?“ fragte der Vater erbozt, der nicht gern Unrecht auf sich sitzen ließ. „Hat der Fritz nicht letztthin nächtlich der Frau Bürgermeister die Tafel vor der Haustür aufgerichtet ‚Hier ist ein böses Weib wohlfeil zu verkaufen?‘“ Diese Tat war der Tropfen gewesen, der, wie man sagt, ein Faß zum Überlaufen bringt.

„Der Fritz, verehrte Freunde und Vettern, ist von mir erst gebüßt worden, als er meine Gehilfen und Lehrbuben zur Revolution hat treiben wollen!“ „Du hättest deinem Fritzle öfters die Hosen spannen müssen“, erwiderte die in ihrer Art schlagfertige Frau List. Da mußte nun aber der beleibte Eheherr doch, ungeachtet seiner Betrübniß, sie pfiffig ansehen. „Warum hast denn du das nicht getan, wenn du es für richtig gehalten hast?“ fragte er.

„Soviel aus eurer betrüblichen Uneinigkeit zu entnehmen ist“, begann einer der Gevattern würdig, „hat der dicke Bub seit drei Jahren nichts Rechtschaffenes getan. Ich frage: was treibt der Fritz den ganzen Tag?“

„Herr Gevatter Vizebürgermeister“, antwortete der Vater und füllte von neuem die Gläser, „der Fritz liegt unter Bäumen und liest

Geschichten von Fahrten in die Welt und dergleichen, oder er stellt mit einer Mulde erfinderische Versuche im Teich an, um sich, wie er sagt, in der Ruderkunst und Schifffahrt auszubilden."

"Im Winter gibt es keinen Baumschatten, kann er nicht unter den Bäumen liegen, auch ist der Teich zugefroren, Herr Gevatter Stadtrat", antwortete streng der ehemalige Vizebürgermeister, der noch immer darüber beleidigt war, daß ihn das niedere Volk von Reutlingen vor ein paar Jahren gezwungen hatte, von seinem Amt zurückzutreten; er war jetzt nur mehr Stadtrechner. "Ich frage also, was treibt der Fritz im Winter?"

Die Eltern sahen sich an und schwiegen; aber es geschah, daß sich der Herr Stadtpfarrer vernehmen ließ: "Da läuft er auf die Tanzböden."

"Warum gleich so häßlich sprechen", verwies vorwurfsvoll der Vater, "er geht doch brav in die Kirch?"

"Und ist dort auch hinter den Mädle her", fuhr der Pfarrer fort.

"Es ist klar, euer Fritz muß studieren!" entschied der Gevatter Vizebürgermeister. "Er hat das Zeug zu einem Studenten in sich. Genau so wie er benehmen sich die Herren Studenten in Tübingen." Das ehemalige stellvertretende Stadtoberhaupt fragte den Lehrer: "Wie ist denn das Köpfe vom Fritz beschaffen?"

"Ergebenst bemerkt, Herr Vizebürgermeister, für die lateinische Grammatik noch schlechter als übel begabt, jedoch die deutschen Aufsätze hat er frisch und lebendig geschrieben."

"Wo ist er denn?" fragte der Pfarrer.

"Heute versucht er es noch einmal in der Werkstatt", gestand die Mutter. "Ruhe!" befahl der ehemalige Vizebürgermeister, als der Hausherr auffahren wollte. "Frau Gevatterin, ich bitte um meinen Dreispitz. Es ist am besten", klärte er auf, "das Gericht nimmt unerwarteten Augenschein."

"Ja", rief die Mutter, "sprecht mit ihm. Zu jedem Warum gibt's ein Darum. Ich glaub' an meinen Fritz."

Würdevoll erhoben sie sich, verließen das Haus und schritten durch die Kramergasse dem oberen Stadttor zu.

Da der Wochenmarkt gerade zu Ende war, standen in langer Reihe die Karren und Wagen vor dem neuen kurfürstlichen Schlagbaum. Die Fuhrleute, die Korn und Früchte von den umliegenden Dörfern gebracht hatten, wurden von den württembergischen Soldaten geärgert. Es ging laut und böswillig zu, denn die Heimkehrenden hatten in den Gasthäusern kräftig getrunken.

Man hörte die Echaz bereits rauschen. Die Papiermühle stampfte, der Eisenhammer und die Pulvermühle machten Lärm. An der Weißgerber-Walke vorbei schritt die „Kommission“ Lists Werkstatt zu. Am Wasser war niemand zu sehen, niemand schwenkte darin Felle; aber mächtiges Gelächter scholl dafür aus dem offenen hölzernen Bau mit dem Pultdach, und davor stand Johannes, der Erstgeborene, mit verschränkten bloßen Armen und zusammengekniffenem Mund. Er begrüßte kaum den Vater und die anderen Herren, sondern machte mit dem Kopfe einen zornigen Ruck nach rückwärts, der hieß: Hört euch das einmal an!

Sie lauschten und vernahmen des Fritz helle, kräftige Stimme: „Nur so ein Hirschfell hat der Robinson gehabt auf seiner einsamen Insel. In das hat er mit einem spitzen Knochen vom Hirsch Löcher gebohrt und mit einem anderen Knochen, den er an Steinen geschärft gehabt hat, hat er sich dann sein Gewand zusammengenäht.“

„Er hat doch keinen Zwirn gehabt und keinen Faden?“ hört man einen der Gehilfen einwenden.

„Den hat er aus den dünnen Sehnen vom Hirsch gemacht. Und jetzt, paßt auf, ich bin der Indianer, der ihn nächtlich überfällt: Huuuuuuu! Schallendes Gelächter folgte dem grauenvollen Brüllen des Reutlinger Indianers; der Lärm riß jäh ab, es war Stille: vorwurfsvoll stand in der aufgerissenen Tür Vater List und befahl: „Zu mir, Fritz! Und wenn ihr anderen noch einmal Schabernack während der Arbeitszeit treibt und feiert, dann zeig' ich's dem Zunfthaus an. Himmell! Herrgott! Kreuzsakrament! Nichts für ungut, Herr Pfarrer.“ Mächtig und emsig begann das Schaben auf den Fellen und gleich darauf lebhaftes Plätschern der ins Wasser geschlagenen und darin hin- und hergeschwungenen Häute.

„Weißt du, was man dir tun sollt'?“ fragte der Vater.

„Nein“, antwortete gemacht harmlos sein kurzgewachsener zweitgeborener Sohn.

„Rechts und links sollt' man dir eine herunterhauen.“

„Das wäre vortrefflich“, stimmte mit tiefer Stimme der Gevatter Vizebürgermeister zu.

„Was wollen die Herren?“ erkundigte sich Fritz und zwinkerte unsicher mit den Augen.

„Sag mal“, fragte der Pfarrer, „hast du dafür gar kein Verständnis, wie sehr du mit deinen Kindereien deinen Herrn Vater kränkst und ihm im Ansehen und Handwerk Abbruch tust?“

Erschrocken und sorgsam betrachtete List seines Vaters Gesicht.

Was war los? Warum besuchten sie ihn hier so feierlich? Sein trotziger Knabenmund zuckte. Hastig, zu jedem Streit bereit, strich

er sich die braunen Haare zurück, die ihm unordentlich in die Stirn hingen, aber seine großen blauen Augen verrieten etwas Besorgnis. „Ich hab' doch bloß Geschichten erzählt.“

„Und dazu gibst du dich her, in dieser Zeit, als Sohn eines zünftigen Meisters?“

„Vater, du mußt deine Werkstatt von Maschinen treiben lassen. Wie die Mühlen, weißt du, die werden auch von Rädern getrieben. Im letzten Volkskalender steht, daß in England eine Maschine erfunden worden ist, mit der man alles machen kann. Da braucht man dann gar nichts mehr zu arbeiten.“

Sie sahen den kleinen, dicken Kerl an, als wäre er von Sinnen.

„Wenn in Reutlingen lauter solche Maschinen aufgestellt werden, dann braucht man nicht mehr den ganzen Tag im kalten Wasser herumzuplantschen.“

„Halt, gefälligst dein Maulwerk!“

Dieser Hinweis paßte Fritz durchaus nicht, er war außerdem bereits durch das auffällige Benehmen der Gevattern beleidigt und begann zu ahnen, um was es ging.

„Hat man zuerst nicht alles mit der Hand schreiben müssen“, fragte er gänzlich uneingeschüchtert, „wird jetzt nicht das meiste gedruckt? Zuerst hat man das Leder über Land getragen, dann auf Saumtiere geladen; jetzt haben wir Straßen, und seit das Rad erfunden wurde, fahren die Wagen . . .“

„Wirst du endlich deinem Herrn Vater gehorchen, du Lummel?“

Fritz kehrte mit seiner Nasenspitze die Wolken, am liebsten hätte er aus Wut geheult; aber da er „erwachsen“ war, senkte er den Kopf und trottete gehorsam mit.

Stumm ging's an den hohen Stadtmauern vorbei; kein weiteres Wort wurde verschwendet, bis man wieder in der Gasse war, in die die Marienkirche jetzt gewaltige Schatten warf.

„Wenn ich als Ältester wie früher in unserem städtischen Parlament das Wort nehmen darf“, hob der ehemalige Vizebürgermeister an, „dann gehet meine Meinung dahin, lieber Gevatter Senator, daß dein zweiter Sohn, verzeih' die Härte meiner Rede, für den ehrsam Handwerkerstand verdorben ist.“

Eine schwere Pause.

„Aber ich kann dir und deiner Ehefrau das Lob mit allem Recht beimessen, daß ihr vortreffliche Haushälter seid und am Mißgeschick mit eurem Fritz keine persönliche Schuld trägt.“

(Vater List wußte, daß die Art der Zunftstuben, die die ehemaligen Reichsstädter von ihrer Selbstverwaltung her im Blute trugen, stets vor ernstlichem Eingreifen die Spende tröstlichen Lobes vorschrieb. Er nahm die Anklage, die ihm verhüllt dargeboten wurde, ergeben entgegen.)

„Aber es ist nicht von der Hand zu weisen: der Fritz muß aus unserem ehrenhaften Reutlingen entfernt werden.“

Der Mutter, die sich von dieser Sitzung ausgeschlossen hatte und lieber an der Türe horchte, geriet das Herz in den Hals: Also doch? Wenn schon, dachte wegwerfend der Beschuldigte, der von der anderen Seite an einer Türe lauschte, Weißgerber werd' ich auf keinen Fall! Doch er mußte schlucken.

„Es gibt Überlegungen des Herzens und der Ökonomie, die uns zu leiten haben“, stelte in der Ehrenstube die Stimme des Gevatters weiter, „die erste verlangt Glück und die zweite zureichendes Auskommen.“ Diesen Gedanken fand Fritz gut.

„Ordnung und Ruhe muß der Bursch' vor allem haben. Erfahrungsgemäß geschieht das auswärts besser als im Elternhaus. Darum geht mein Vorschlag dahin, ihr Herren, daß sich alle günstigen Berater mir anschließen müssen, wenn ich kraft des Vorsitzes entscheide: der Fritz wird Schreiber.“

Große Stille im Zimmer und hinter den Türen.

Sonst verachten sie doch die kurfürstlichen Schreiber? dachte verwirrt die Mutter. Mein Fritz soll, weil er zu lebhaft ist, den ganzen Tag in einer Stube sitzen? Ach, die Männer haben doch alle kein Hirn. Sie stellte ihre Mitarbeit ein, aber ließ reichlich die Tränen fließen.

Hm, überschlug List an der Türe gegenüber, Schreiber verdienen heutzutage viel Geld, da kann ich mir alle Bücher kaufen, die ich will. Als Schreiber habe ich überall Zutritt. — Nicht übel der Gedanke.

„Ungeachtet, daß die Schreiber unseres uns aufgezwungenen Landesherrn des gebildeten Tons ebensooft ermangeln wie der genauen Kenntnis unserer überlieferten ehrwürdigen, altdeutschen Verhältnisse, so sage ich: es kann nur besser werden, wenn wir diesen Stand veredeln durch Hineinsendung unseres vornehmen deutschen, reichstädtischen Blutes. — Im Namen Gottes, Amen.“

Wieder war tiefes und langes Schweigen.

„Das Wichtigste ist“, meinte der Pfarrer, „daß der Fritz in die Lehre eines gottesfürchtigen Mannes gerät. Die heutige Jugend hat beträchtliche Neigung zur Oberflächlichkeit.“

Fritz sah durch das Schlüsselloch, daß der Subrektor, natürlich zustimmend, nickte.

„Kennst du jemanden, Gevatter, der dieser Forderung entspricht?“ Mit Genugtuung empfand Fritz, daß sein Vater sehr traurig sprach. „Der richtige Mann ist der Stadt- und Amtsschreiber zu Blaubeuren. Er ist mir durch den Verkauf reichlicher Holzlieferungen verbunden, den ich ihm des öfteren bewirkt habe. Ich bin überzeugt, er wird den Fritz, bei näher auszubedingendem Lehr- und Kostgeld, in seine Schreibstube aufnehmen, wenn du ihn durch ein gutes Geschenk und durch das Versprechen, solches zu wiederholen, lecker machst.“

„Ich will alles Nötige gern opfern“, sprach der Vater dumpf.

„Und wenn er sich bewährt“, tröstete der Pfarrer, „dann kann der Fritz auch so Karriere machen. Es sind schon aus dem Schreiberstand Geheime und sogar Minister hervorgegangen.“

Geräuschlos lachte der Horcher vor sich hin; das ist ein guter Weg. Wenn ich Minister bin, laß ich alle, die mich verhaßen haben, auf dem Hohen Asperg einsperren! —

Die Nachricht, daß der dicke König von Württemberg Krieg führen würde, diesmal aber an Kaiser Napoleons Seite, wurde vom Polizeidiener ordnungsgemäß ausgeschellt und ausgerufen. Am Rathaus wurde der Befehl ausgehängt, der die neuerliche Aushebung von Rekruten aus Reutlingen anordnete.

Vater List ließ seinen alten Schimmel satteln und ritt, von großer Sorge gedrängt, nach Blaubeuren. Ein Schreiber konnte, wenn er tüchtig war oder sein Prinzipal es von ihm behauptete, vom Heeresdienst befreit werden. Auf allen Straßen zogen französische Truppen. Überall wurde mächtig geschimpft und viel Wein getrunken; die an den Schlagbäumen waren noch gröber als sonst, die Handwerksburschen marschierten wie auf einen geheimen Befehl hin alle der Schweiz zu, um sich den Musterungen zu entziehen.

„Es wird mächtig zu tun geben“, ließ sich der Herr Stadt- und Amtsschreiber unter seiner gepuderten Perücke hervor seinem Gast aus Reutlingen gegenüber vernehmen. „Die Anweisung aus Stuttgart ist bereits da, Kriegsabgaben einzuheben. Den Bauern habe ich schon befohlen, unseren Verbündeten Vorspanndienste zu leisten und Heu oder Stroh zu liefern. Also, wenn der Herr Senator noch drei Goldstücke darauf legt, da kann Er mir seinen Sohn schicken, ich werde aus ihm ein tüchtiges Geschöpf machen.“

„Hier sind vier Goldstücke, Herr Amtsschreiber, aber mein Fritz neigt etwas zur Unordnung . . .“

„Das macht nichts. Ich lasse den Vertrag sogleich in meiner Amtsstube ausfertigen. Die Gebühren bezahlen Sie mir. Sie betragen zehn Gulden; die Frau Stadt- und Amtsschreiberin dankt Ihnen durch mich für das Fäßlein Butter, das allerdings bei meinem großen Hausstand nicht lange zureichen wird.“

„Ich will die Aufmerksamkeit gern und oft wiederholen, Herr Oberamtsschreiber, wenn Sie mir meinen Sohn gut ausbilden.“

„Die Abmachungen über das Kost- und Lehrlingsgeld sind getroffen“, entgegnete der Stadtschreiber, „die Gebühren für diesen Vertrag berechne ich mit drei Gulden, die Sie am besten gleich mit aushängen.“ „Gern; hier, Herr Amtsschreiber.“

Fritzens nunmehriger Prinzipal zeichnete den Weißgerbermeister mit einem Händedruck aus. Verschlafen schlug die Uhr vom Kloster an. Erleichtert ritt Vater List wieder an den Schlössern, Ruinen und Klöstern vorbei heimwärts. Er war zufrieden, er hatte seinem Fritz gedient und war nicht von der Wahrheit abgewichen; denn die Wahrheit war ihm das Wichtigste.

So etwas vererbt sich!

In Reutlingen nahm die Mutter ihren Fritz ganz dicht in ihre Arme und flehte:

„Mein lieber Bub, vergiß nie, daß du eine Mutter hast, die eine deutsche Reichsstädterin ist. Laß dir das Richtschnur sein!“ Er hat sich immer daran gehalten.

2. Im Blockhaus am Schuykillkanal 1830

Von allen Seiten knallten Sprengschüsse, lärmten Spitzhacken. Siebzehnmals war schon die neue Schienenstrecke dem reißenden Waldstrom abgewonnen. Krachend und rauschend sanken rundum die hohen, jahrhundertalten Bäume nieder. Ein Heer aufgescheuchter Vögel, die ihren Schutz verloren, kreiste aufgeregt schreiend in der Luft.

Wie gut dem Einwanderer aus Reutlingen dieser Lärm tat; er paßte zu seinem Innern. Er saß vor seiner Holzhütte und überlegte:

In Rußland ist Aufstand; die Polen wollen sich selbständig machen; die Griechen haben es bereits getan. In Holland ist Revolution, die Belgier machen sich frei, in Kassel waren Tumulte, in Braunschweig haben sie das Residenzschloß angezündet, den alten Herzog verjagt. In Paris ist die Kammer aufgelöst ... Mit fahrigem Fingern schob er die Korrespondenz des Handels-Vereins, die ihn über das Meer begleitet hatte, zur Seite. Noch immer „verhandelten“ daheim die Bürokraten. Er legte die Landkarte Europas vor sich hin, in dem noch keine Eisenbahn fuhr, und zeichnete die Eisenbahnkarte Deutschlands: Je eine Linie von Hamburg nach Bremen und Lübeck und Berlin, von dort nach Stettin, nach Breslau und Thorn, von dort nach Danzig, ferner über Wittenberg nach Leipzig, von dort nach Dresden und Prag. Über Weimar, Gotha nach Frankfurt, von dort über Darmstadt und Mannheim nach Karlsruhe. Von hier nach Basel, zum Anschluß an die Schweiz. Eine andere über Stuttgart, Ulm und Augsburg (von dort

fuhr ein Strich zur Grenze nach Lindau ab) nach München. Von da über Nürnberg und Bamberg nach Gotha zurück. Von Leipzig über Halle nach Magdeburg, über Braunschweig, Hannover nach Köln.

Die Poststraßen und Zollgrenzen kümmerten ihn nicht, auch über Flüsse und Gebirge hinweg zeichnete er, ohne zu zögern, mit der Sicherheit eines Traumwandlers, die Hauptlinien, die nach seinem Plan unverändert, als er tot war, gebaut wurden, auf denen heute wir und unsere Güter rollen.

„Da werden sie fahren“, murrte er und hielt das Blatt weit ab vor sich in die Luft und betrachtete es. „Ich werd' euch antreiben, ich werd' euch schon einigen. — Freu' dich, Metternich!“

Er sah in der Nähe des reichen so wagemutig erschlossenen Anthrazitbergwerkes die Heerschar der hölzernen Unterkunftsbaracken rundum, in denen die Arbeiter wohnten, die wie kribbelnde Ameisen die Berge und Täler bedeckten. Kreischen: einer schärfte tief unter ihm sein Stahlwerkzeug auf einem Schleifstein, der dreitausend Meilen über das Meer bis hierher gereist war.

So bleibt es nirgends.

Glatt wie der Ozean sind die Eisenbahnschienen, aber sie hebt kein Sturm und keine Welle. Er zog eine Orange aus der Hosentasche, die dadurch wieder Möglichkeit zu einer rechtmäßigen Form gewann, und begann gierig die Frucht auszusaugen. Von neuem schloß sich der Kontakt: In Reutlingen ist diese italienische Frucht teurer als hier — wenn das kein Unsinn ist! In Paris sind dauernd Demonstrationen der Arbeiter mit den Schreien „Arbeit und Brot!“ Ihn blendete und warf schier hintenüber der Ansturm seines Blutes durch das seherische Traumgesicht, das vor ihm stand:

Durch Deutschland rollten Züge, verwirrt hockten die Perücken an ihren Konferenztischen, hilflos standen die Zollbüttel, die Züge brausten über die Grenzen hinweg! Menschen aller Länder saßen darinnen und winkten und riefen sich zu, besuchten sich, lernten sich kennen. Wo blieb die Absperrung . . . ?

Er schrie auf, es war zuviel.

„Die Menschheit ist unterwegs!“

Mit schmerzlicher Dankbarkeit, zärtlich Abschied nehmend, blickte er die Täler und Hänge entlang. Ihr gabt mir Wissen und Klarheit, ich schulde euch Dank, aber ihr seid nicht meine Heimat!

Er erhob sich, als zögen ihn unsichtbare Stricke hoch. Langsam, ohne es zu wissen, begann er die Arme zu bewegen, er schwang sie hoch und höher und dirigierte wie ein Konzertmeister, der ein unterirdisches Orchester leitet, das, gewaltig anschwellend, einstweilen nur ihm vernehmbar, musiziert.

Walter von Molo